Das Problem beobachte ich immer dann, wenn Freunde und ehemalige Kommilitonen gefragt werden, was sie beruflich machen und unsicher hervorbringen: „Ich bin Architekt, wobei, nicht ganz. Ich habe Architektur studiert und arbeite in einem Architekturbüro, bin aber keiner." Für einen Fachfremden klingt das nach jemandem, der eigentlich Bauzeichner ist, es klingt nach einem abgebrochenen Studium oder nach Hochstaplerei.

Schon lange kein Absolvent mehr, seit zwei oder drei Jahren berufstätig, doch noch kein eingetragener Architekt, steckt man irgendwo dazwischen. Konnte sich früher der Absolvent nach seinem Abschluss wenigstens noch „Diplom-Ingenieur" nennen, ist er heute ein „Master of Science". Dass das ziemlich abstrakt klingt und eher nach einem Wissenschaftler als nach einem Baumeister verwirrt noch mehr. Offiziell ist man laut Architektenkammer ein „Nicht-Kammer-Mitglied", aber so kann man sich auch niemandem vorstellen.

Das keiner so richtig weiß, wie er das, was viele sind, aber was keine Bezeichnung hat, nennen soll, lässt sich in Stellenausschreibungen nachlesen. Dort umgehen Architekturbüros das Problem in dem sie eine „interessante Stelle" anbieten. In anderen Ausschreibungen wird nach einem „Mitarbeiter" oder einer „Verstärkung" gesucht. Ein „Architektur-Allrounder für Leistungsphasen 1–5" wird derzeit in einem Hamburger Büro gebraucht. Am beliebtesten ist jedoch die Bezeichnung „Planer". Wer auf die Frage nach dem Beruf mit „Ich bin Planerin" antworten, erntet genauso fragende Blicke, wie beim Rumgedruckse mit dem Architekturstudium. Nun ließe sich sagen, dass man ein Architekturschaffender ist, doch klingt das hochtrabend und ist genau genommen nicht richtig.

Das Dilemma ist spätestens dann groß, wenn die Selbstständigkeit angestrebt wird und eine Visitenkarte gedruckt werden muss. Denn nicht einmal das Wort „Architektur" darf als Nicht-Kammer-Mitglied benutzt werden. Mein Vorschlag, wenn die Frage nach dem Beruf kommt: „In Architektur ausgebildeter und als Nicht-Kammer-Mitglied planender Master of Science".

Identitätskrise

Beatrix Flagner
ist auf der Suche nach der richtigen Bezeichnung

beweint das bauhaus und bewahrt die hfg

Die Landesregierung von Baden-Württemberg beschloss 1968 die Zuschüsse für den Schulbetrieb einzustellen und besiegelte damit die „Hinrichtung der HfG". Foto: Koppermann, HfG-Archiv

Mit diesen Worten demonstrierten Studenten und Dozenten 1968 für den Erhalt der HfG Ulm. Den Ereignissen wird im HfG-Archiv eine Ausstellung gewidmet.

Text **Ursula Baus**

Derzeit wird das Jahr 1968 vielerorts historisiert: Fünfzig Jahre ist es her, dass in der Bundesrepublik mit deutlicher, bisweilen radikaler Reaktion auf den Muff unter den Talaren und allerlei andere Missstände reagiert worden ist. Fünfzig Jahre ist es auch her, das die legendäre, mit idealistischem Anspruch gestartete Hochschule für Gestaltung aufgelöst wurde. Inge Scholl, deren Geschwister Hans und Sophie von den Nationalsozialisten ermordet worden waren, hatte nach Kriegsende mit ihrem Freund Otl Aicher in Ulm – getrieben von der Absicht, alles nur Mögliche gegen den Faschismus mit all seinen Konsequenzen zu tun – zunächst eine Volkshochschule ins Leben gerufen. Ihr Anliegen war primär ein politisches, und als beide 1950 den Bauhaus-Schüler Max Bill kennengelernt und 1953 schließlich mit ihm gemeinsam eine neue Institution gegründet hatten, begann die nur fünfzehn Jahre kurze Geschichte der Ulmer Hochschule für Gestaltung. Sie war durch das neuartige Zusammendenken von Politik und Gestaltung, persönliche und Generationskonflikte, organisatorische und auch finanzielle Schwierigkeiten geprägt. Zugleich ist sie als Wirkungsort bedeutender Persönlichkeiten wie unter anderem Max Bense, Konrad Wachsmann oder Horst Rittel bekannt geworden und aufgrund wichtiger Impulse für Gestaltung und Gesellschaft in der Geschichte des 20. Jahrhunderts verankert.

Vor einigen Jahren erst gelang es, die Hochschulbauten von Max Bill zu sanieren und einige Räume davon dem Archiv der einstigen HfG zur Verfügung zu stellen (Bauwelt 11.2011). Dort entstand auf etwa 200 Quadratmetern, kuratiert von Ruedi Baur, eine Dauerausstellung, in der die Geschichte der HfG sowohl chronologisch, als auch mit einer thematischen ABC-Ordnung präsentiert wird. Mit der Anmutung gestapelter Kartons wirkt diese Ausstellungsinstallation angemessen aufgeräumt; sie orientiert sich am rigiden, schlichten Design der einstigen HfG und informiert über ihre kurze, aber ereignisreiche Geschichte.

Als Sonderausstellung wird nun unter dem Titel „Wir demonstrieren! linksbündig bis zum Schluss" Erhellendes zur Schließung der HfG im Jahr 1968 gezeigt. Als solche ist diese Sonderschau zunächst kaum zu erkennen, da sie im schlicht-strengen Gestaltungsduktus der Dauerausstellung bleibt. Als „Barriere" erkennt man beispielsweise die zwei bedruckten Flächenvorhänge kaum, hinter denen man den eigentlichen Sonderausstellungsraum betritt. Wohl weckt ein Sofa, dass mit geometrisch streng abstrahierten, immerhin bunten Blüten-Motiven überrascht, Aufmerksamkeit. Was hier an Pril-Aufklebe-Blümchen erinnert, manifestiert gleich: Mit der verspielten Flower-Power-Lässigkeit der 68er konnten die Ulmer nichts anfangen. Die Sonderausstellung – kuratiert von Christiane Wachsmann mit Martin Mäntele und Katharina Kurz – verdeutlicht, wie eine komplexe Gemengelage von Gründen zur Schließung der HfG führte.

Die Geschwister-Scholl-Stiftung hatte nicht wirtschaftlich gearbeitet, Max Bill von Anfang an Kosten zu wenig Beachtung geschenkt. Die Landeszuschüsse für die Stiftung waren 1969 gestrichen worden, Baden-Württembergs damaliger Ministerpräsident Hans Filbinger sagte in seiner gelegentlich martialischen Diktion: „Wir wollen etwas Neues machen, und dazu bedarf es der Liquidation des Alten". Man traut seinen Augen kaum: Die Plakate der Studenten, die 1968 vor dem Kunstgebäude in Stuttgart dagegen „demonstrierten", sind artig in Rot, Blau und Gelb gehalten, mit schwarzer Helvetica linksbündig in Kleinschrift bedruckt – die Gestaltungsgrundsätze an der HfG Ulm ließen nichts anderes zu. In ihrem elitären Selbstverständnis lehnte die HfG derweil den Vorschlag mit einer Ulmer Ingenieurschule zusammengelegt zu werden, strikt ab. Intern kriselte es unter den Dozenten und zwischen Dozenten und Studenten, die kein Verständnis mehr für die teils autoritären Persönlichkeiten in der Lehre hatten. Die zur Gründungszeit hohen moralischen Ansprüche von Inge Aicher Scholl, Otl Aicher und Max Bill verloren dabei an Kraft. Zudem hatte zwar Gestaltung eine welt- und menschenverbessernde Rolle zugewiesen bekommen, und die Designstücke, die in Ulm entwickelt wurden, sind längst Klassiker. Aber „gute" Gestaltung macht Waren eben nicht „besser", wenn sie als Produkte der Überflussgesellschaft abzulehnen sind.

In der Ausstellung werden Videos aus den fünfzehn HfG-Jahren gezeigt, für die man sich Zeit nehmen sollte, weil sie viel von der einzigartigen Atmosphäre an der Hochschule vermitteln. Christiane Wachsmann, weder verwandt noch verschwägert mit der Familie des einst an der HfG tätigen Architekten Konrad Wachsmann, verfasste zur Sonderausstellung außerdem ein gut lesbares, handliches Buch, in dem sie die Geschichte der HfG nochmals nachzeichnet und Charaktere in ihrer zeitgeschichtlichen Abhängigkeit aufleben lässt.

Wir demonstrieren! linksbündig bis zum Schluss
HfG-Archiv, Am Hochsträß 8, 89081 Ulm
www.hfg-archiv.ulm.de
Bis 4. November
Die Begleitpublikation „Vom Bauhaus beflügelt" kostet 29 Euro.